

Vom Überdauern der Kälte  
von Karin Nungeßer

»Moskauer Eis« heißt das autobiographische Romandebüt von Annett Gröschner. Es erzählt von fanatischen Gefrierforschern, böartigen Ostpreußinnen und den besonderen Liebeskünsten ehemaliger Schmetterlingsschwimmer. Die eigentliche Frage aber lautet: Lässt sich die Kälte überdauern? Und die ist zunächst und vor allem wortwörtlich gemeint: Es ist bitterkalt, als Gröschners Ich-Erzählerin Annja Kobe im November 1991 von Berlin nach Magdeburg fährt, wo ihre Großmutter im Sterben liegt. Kohlen hat die alte Frau nicht mehr besorgt, ihre Enkelin ist pleite, und so bleibt die Wohnung in den folgenden Wochen kalt. Noch kälter allerdings ist der Vater, ein renommierter Gefrierforscher, den die Heldin eingezwängt in seiner heimischen Tiefkühltruhe vorfindet. Weisungsgemäß hatte er sein Institut abgewickelt und besenrein hinterlassen, und sich dann – so rekonstruiert es seine Tochter – bei – 18° C. eingefroren.

Das scheint als Allegorie auf die deutsch-deutschen Nachwende-Verhältnisse aberwitzig und macht doch gerade deshalb Sinn. Denn was von außen betrachtet als symbolisch überhöhte, wenn auch potentiell selbstmörderische Protestform eines kaltgestellten Wissenschaftlers erscheint, erweist sich unter den Augen der kältekundigen Tochter als veritables Rätsel: Wieso kommt der väterliche Gefriervorgang ohne Energiezufuhr von außen aus? Handelt es sich um ein geglücktes Experiment zur Widerlegung des dritten thermodynamischen Hauptsatzes? Hofft der Vater, zu einem günstigeren Zeitpunkt triumphal aus seiner Erstarrung zu erwachen und seine Gefrierforschungen fortzusetzen?

Entlang dieser Fragen schickt Gröschner ihre Heldin auf eine erzählerische Spurensuche, die sie quer durch die Kobesche Familiengeschichte führt. Mit viel Lust am Detail erzählt sie vom Großvater, der in den zwanziger Jahren als Kühlschranksverkäufer über die Dörfer zieht, nach dem Krieg mit tiefgekühltem Fleisch einen florierenden Schwarzmarkthandel betreibt und Zeit seines Lebens eine schwer bezähmbare Leidenschaft für Sekretärinnen hegt. Von der Mutter, die am 13. August 1961 gen Westen aufbricht und nur bis zum Fahrkartenschalter des Magdeburger Bahnhofs kommt, wo ein überraschend vorgebrachter

Heiratsantrag sie zum Bleiben bewegt, bis sie eineinhalb Jahrzehnte später Mann und Tochter verlässt, um in Ostberlin ein neues Leben zu beginnen. Und immer wieder vom Vater, der in seinem aussichtslosen Kampf um die Geschlossenheit der sozialistischen Kühlkette an einen modernen Don Quichotte erinnert, auch wenn ihm darüber die Nöte seiner Tochter mehr und mehr aus dem Blick geraten.

Gröschners Ich-Erzählerin, wie die Autorin 1964 in eine Familie aus »manischen Gefrierforschern und Kühlanlagenkonstrukteuren« hineingeboren, entwickelt derweil früh ein Gespür für die Widersprüche in einem Land, in dem der Krieg auf eigentümliche Weise fort dauert. Nüchtern und präzise nimmt sie wahr, was den Erwachsenen um sie herum zumeist verborgen bleibt. Da sind die Ostpreußinnen, die in dem kleinen Milchladen von Frau Schmalfuß in schlichter Eintracht dem verlorenen Königsberg hinterhertrauern und sich böse wundert, »daß die Mutter das Kind so alleine inkoopenlässt. Die wird oaber heuln, wenn der Russe sie wegfängt.« Da behauptet die Lehrerin, die Intelligenz sei eine befreundete Schicht der Arbeiterklasse, wo schon die Zehnjährige festgestellt hat: »Die Arbeiterklasse war das Hauptgericht und die Intelligenz der Nachtisch, den man nicht unbedingt zum Leben braucht.« Da investiert ein Staat zwölf Jahre lang gnadenlos in die Ausbildung eines medallientauglichen Schmetterlingsschwimmers, um »ihm beizubringen, unter Ausnutzung des günstigsten Kräfteverhältnisses sein Becken so auf und ab zu bewegen, daß er sich mit ihm vorwärtsbewegen konnte« und verhilft damit der Sechzehnjährigen zu einem begnadeten Liebhaber, der ein menschliches Wrack ist.

Gröschner erklärt nicht und kommentiert wenig, sie erzählt. Scheinbar beiläufig reiht sie Episoden aneinander und zeichnet so ein unglaublich vielschichtiges Bild des DDR-Alltags und ihrer Protagonisten. Eindeutig bezieht sie Position: Gegen das Schönreden und für die konkret gelebte Geschichte. Gegen liebgeordnete Klischees und vorschnelle Verurteilungen und für einen genauen Blick. Gegen die graue Theorie und für die Grautöne des Alltags. Wie ihre Ich-Erzählerin hat sie Sentimentalitäten nicht nötig, weil sie die Kälte erträgt. Annett Gröschner ist mit ihrem Debüt ein höchst intelligenter Entwicklungsroman aus den Zeiten des Kalten Krieges geglückt, der zu gleichen Teilen komisch und befreiend ernsthaft, fantastisch

und hyperreal ist.